

Gaismair-Jahrbuch 2023

Horst Schreiber/Elisabeth Hussl (Hg.)

Im Aufwind



StudienVerlag


Gaismair

Inhalt

Flucht – Solidarität – Rassismus

<i>Elisabeth Hussl:</i> Einleitung	10
<i>Monika Mokre:</i> Über das Konzept der illegalen Migration und staatliche Rechtsbrüche	13
<i>Evelyn Schalk:</i> Nacht über Österreich für afghanische Astronomin – Chronologie eines gebrochenen Versprechens	20
<i>Aleksandra Tulej/Soza Al-Mohammad:</i> Zwischen Polen und Belarus – an Europas Grenze der Menschlichkeit	37
<i>Benedikt Müller:</i> Das Flüchtlingslager Bürglkopf in Tirol: Zustand und Widerstand	44
<i>Dunia Khalil:</i> Rassistische Polizeigewalt in Österreich – Erkenntnisse aus der Perspektive einer Rechtsberaterin	48

Arbeit

<i>Elisabeth Hussl:</i> Einleitung	54
<i>Vina Yun:</i> Arbeiten ohne Papiere ... aber nicht ohne Rechte!	56
<i>Armin Erger:</i> Von Fachkräften und deren Mangel – Aber woran mangelt es eigentlich? An Guter Arbeit	60

Antisemitismus – Der Hass gegen Juden im Wandel der Zeit

<i>Patrick Siegele:</i> Einleitung	70
<i>Randi Becker:</i> Moderner Antisemitismus und Rassismus – Überschneidungen und Unterschiede	72

Isolde Vogel:
Verschwörung, Corona und die Erklärung allen Übels 80

Arnon Hampe:
Antisemitismus in postkolonial-antikapitalistischen
und antizionistischen Kontexten 88

Nationalsozialismus

Horst Schreiber:
Einleitung 100

Christian Mathies:
Georg Frauscher – Hausmeisteralltag im NS-Zentrum der Macht 102

Horst Schreiber:
KZ-Haft und Tod durch Erhängen:
Die kurze Liebe von Viktoria Müller und Michail Dzula 113

Horst Schreiber:
Die Hinrichtung des polnischen Zwangsarbeiters
Konstantin Przygoda in Vandans 130

Jenische Sprache, Musik und Geschichte

Elisabeth Hussl/Heidi Schleich:
Einleitung 138

Eva Lunger:
Kneisesch, Gadsche, d’Jenischen?
Erinnerungen an Romed Mungenast – ein Jenischer Pionier 141

Heidi Schleich:
Jenisch – eine Sprache auf der Suche nach Anerkennung.
Warum Jenisch mehr als ein Soziolekt,
eine Sprachvariante oder eine Sondersprache ist 152

Willi Wottreng/Daniel Huber:
Die Musik mit dem „jenischen Zwick“ 156

Bernhard Schneider/Michael Haupt:
re:framing jenisch – Zum Projektstart des Jenischen Archivs 166

Erinnern und beurteilen

<i>Horst Schreiber:</i> Einleitung	174
<i>Steffen Arora:</i> Die Macht des Gutachters – Heimopfer in den Mühlen der Justiz	176
<i>Benedikt Kapferer:</i> Zur Erinnerung an Wolfgang Tschernutter – Ein Denkmal und seine Geschichte Mit einer Fotodokumentation	182
<i>Franziska Niederkofler:</i> Die Bocksiedlung – Eine studentische Spurensuche in Innsbruck	193
<i>Gisela Hormayr:</i> „Ausdruck des triumphierenden Judentums“ Die Auseinandersetzung um das Kriegerdenkmal in Kufstein 1922–1926	199
<i>Gisela Hormayr:</i> Kadereinsatz: Tiroler an der Internationalen Leninschule in Moskau	212

Visuelle Kunst

<i>Andrei Siclodi:</i> Einleitung: Eine „super-delikate Angelegenheit“	224
<i>Olga Ștefan:</i> Zurück zur Politik der Erinnerung	226

Literatur

<i>Christoph W. Bauer:</i> Einleitung	236
<i>Christoph W. Bauer:</i> „Seltsam, wie alles weitergeht, ohne einen selber“ Emmanuel Bove in Tulln	237
AutorInnenverzeichnis	253



Flucht – Solidarität – Rassismus

Einleitung

Spätestens mit dem Ausbruch des Krieges in der Ukraine sind andere Krisenherde, die Menschen zur Flucht aus ihren Heimatländern veranlassen, zunehmend in den Hintergrund der medialen Berichterstattung getreten. Die Solidarität mit aus der Ukraine vertriebenen Menschen bestimmte die öffentliche Debatte und Haltung in weiten Teilen Europas und blendete gleichzeitig den Umgang mit anderen Geflüchteten überwiegend aus. Damit ging eine Einteilung von Flüchtlingen in unterschiedliche Kategorien einher: Schutzsuchende, weiße Menschen aus der Ukraine sollten mit offenen Armen empfangen werden und die Unterstützung europäischer Länder erfahren. Gegen Personen anderer Herkunft gilt es sich jedoch möglichst abzuschotten. Sie sind im politischen Diskurs vordergründig als „illegale Migranten“ bekannt.

Dieser Schwerpunkt möchte Themen zur Sprache bringen und Stimmen hörbar machen, die in der vorherrschenden Auseinandersetzung um Flucht und Asyl weniger Beachtung finden. Gleichzeitig geben die Beiträge Einblicke in zivilgesellschaftliches Engagement und zeigen unterschiedliche Formen solidarischen Handelns auf, sich gegen menschenunwürdige und rassistische Verhältnisse zu stellen.

„Über das Konzept der illegalen Migration und staatliche Rechtsbrüche“ schreibt *Monika Mokre* in ihrem gleichlautenden Beitrag. Sie beleuchtet die Hintergründe der viel zitierten Rede von „illegaler Einwanderung“, die Veränderungen in der Willkommenskultur und die besagte Differenzierung in erwünschte und unerwünschte Geflüchtete, aber auch Helfende. Denn während es als besonders angesehen gilt, Menschen aus der Ukraine Hilfe zu leisten, wird Fluchthilfe für Personen afrikanischer und asiatischer Staaten kriminalisiert. Damit sehen sich auch Menschen konfrontiert, die Geflüchtete auf dem Mittelmeer vor dem Ertrinken retten. Dass EU-Mitgliedsstaaten hingegen regelmäßig staatliche Rechtsbrüche durch sogenannte „Pushbacks“ begehen, wenn sie Menschen an den Grenzen zurückschieben und einen Asylantrag verwehren, ist umfassend belegt. Denn Menschen, die um Asyl ansuchen, haben das Recht auf ein faires Asylverfahren. Anhand von Fallbeispielen schildert *Monika Mokre* derart gesetzeswidriges Verhalten auch in Österreich und verweist darauf, dass es sich hierbei nicht um Einzelfälle individuellen Fehlverhaltens, sondern um systemische Praxis handelt. Die Initiative „Push-Back Alarm Austria“ dokumentiert derartige Vorfälle und unterstützt Betroffene an der Grenze und vor Gericht. Trotz zahlreicher Hürden geht es dabei um ein bescheidenes Ziel, so *Mokre*: „(...) nämlich, dass sich der Staat an seine eigenen Gesetze hält.“

Eine sehr persönliche Geschichte erzählt *Evelyn Schalk* in dem Beitrag „Nacht über Österreich für afghanische Astronomin. Chronologie eines gebrochenen Versprechens“. Die Autorin beschreibt darin die Odyssee der jungen Wissenschaftle-

rin und Frauenrechtsaktivistin Amena Karimyan, nach Europa zu gelangen und vor den radikalislamischen Taliban zu fliehen. Über Grenzen hinweg kommen sich die beiden Frauen näher und spannen eine Brücke zwischen den zwei Ländern. Als sich die Situation in Afghanistan verschärft, heißt es schnell zu handeln, Netzwerke zu spannen und Aktivitäten zu bündeln. Kabul fällt. Österreich setzt Amena auf die Liste jener Personen, denen beim Verlassen des Landes geholfen werden soll, und sagt ihr ein Visum zu, zieht es jedoch wenig später, als sich Amena bereits in Pakistan aufhält, wieder zurück. In Islamabad sitzt sie in der Falle und kommt weder vor noch zurück, bis sich das Blatt doch noch unerwartet wendet und ihr Deutschland die Einreise gewährt. Evelyn Schalk erzählt eine Geschichte voller schmerzhafter Erfahrungen, Mut und Hoffnung. Sie schildert das beschämende Verhalten der österreichischen Behörden am Beispiel einer engagierten jungen Aktivistin vor dem Hintergrund der aktuellen politischen Entwicklungen in Afghanistan und deren weitreichende Folgen insbesondere für die Zukunft der Frauen.

In dem Beitrag „Zwischen Polen und Belarus – an Europas Grenze der Menschlichkeit“ berichten *Aleksandra Tulej* und *Soza Al-Mohammad* von ihren Erfahrungen im Umgang mit Geflüchteten. Gemeinsam haben sie sich auf den Weg ins polnische Grenzgebiet zu Weißrussland gemacht, um sich einen Eindruck von der Situation vor Ort zu verschaffen. Während die meisten Menschen an der Grenze zur Ukraine freundlich aufgenommen werden, ergab sich an der polnischen Grenze zu Belarus ein gänzlich konträres Bild. Seit Sommer 2021 versuchten tausende Menschen aus Syrien, dem Irak und anderen Ländern über Belarus nach Polen in die EU zu gelangen. Polen weist die Menschen ab und schickt sie ohne Asylverfahren wieder zurück in den Wald nach Belarus, wo sie unter widrigsten Bedingungen ihr Leben fristen. Die EU wirft dem autoritären belarussischen Machthaber Alexander Lukaschenko vor, über Reiseunternehmen, mit Charterflügen und Touristenvisen gezielt Menschen aus Krisenregionen an die EU-Außengrenze gebracht zu haben und so Druck auszuüben – als Reaktion auf die Sanktionen gegen sein repressives Regime. Polens rechtsnationale Regierung errichtete im Grenzgebiet eine Sperrzone, die von Ortsfremden und Helfenden nicht betreten werden durfte. Selbst Medienpräsenz war vorerst strikt verboten. Die beiden Autorinnen nahmen daher via Tinder Kontakt mit Soldaten auf und trafen heimlich auf Aktivist:innen, um näher an Informationen zu kommen. Die Reportage gibt Einblick in die verzweifelte Lage schutzsuchender Menschen, die zum Spielball politischer Interessen werden, beleuchtet die Stimmungen und Ängste in der Bevölkerung und die Doppelmoral im Umgang mit Geflüchteten. Sie zeigt auf, wie unterschiedliche Formen der Unterstützung kriminalisiert werden und lässt Menschen zu Wort kommen, die sich davon nicht entmutigen lassen. Die Sperrzone wurde mittlerweile freigegeben. Ein rund 200 Kilometer langer Zaun soll nun die Menschen von „illegalen Grenzübertritten“ abhalten.

Auf die Verhältnisse einer Einrichtung für Geflüchtete im Tiroler Bezirk Kitzbühel macht *Benedikt Müller* aufmerksam. In dem Beitrag „Das Flüchtlingslager Bürglkopf in Tirol: Zustand und Widerstand“ bringt er zur Sprache, wie Menschen im sogenannten „Rückkehrzentrum“ in Fieberbrunn hoch oben am Berg abge-

schottet und zu einer vermeintlich freiwilligen Ausreise bewegt werden sollen. Der Ort gilt seit 2014 als Bundesbetreuungsstelle und wird für den Fall, dass die großen Erstaufnahmezentren bei Wien überlastet sind, als eine Art Erstaufnahme- oder Verteilungszentrum genutzt. Seit 2017 bringt das Innenministerium am Bürglkopf aber auch Geflüchtete mit negativen Asylbescheiden sowie Dublin-Fälle unter, d. h. Menschen, deren Asylverfahren in Österreich erst gar nicht beginnen, weil sie bereits in einem anderen EU-Mitgliedsstaat registriert sind. „Real hat das Lager weitere Funktionen: Isolation, Fremdbestimmung, Kontrolle. Zermürbung, Brechung, Abschreckung“, berichtet der Autor. Faktoren wie die Abgeschiedenheit des Ortes und eine Residenzpflicht, die Reglementierung der Nahrungsaufnahme und mangelnde finanzielle Mittel oder die Abweisung von Besuchen bis hin zur Einschüchterung von Nichtregierungsorganisationen führen bei vielen Betroffenen zu Depressionen. Unter diesen Umständen formierte sich Widerstand. Aus Protest begaben sich Bewohner:innen des Lagers 2019 in Hungerstreik. Stimmen für die Schließung der Einrichtung wurden laut und Kundgebungen organisiert, die „Initiative Bürglkopf schließen“ entstand. Seither engagiert sie sich solidarisch mit den Menschen im „Rückkehrzentrum“ gegen Zustände wie diese.

Abschließend thematisiert *Dunia Khalil* unter dem Titel „Rassistische Polizeigewalt in Österreich – Erkenntnisse aus der Perspektive einer Rechtsberaterin“ eine Problematik, von der freilich nicht „nur“ geflüchtete Menschen direkt betroffen sein können und sind. Die Autorin weiß aus der Praxis, dass in Österreich regelmäßig Fälle rassistischer Polizeigewalt gemeldet werden. Auch Studien belegen, dass es sich hierbei nicht um Einzelfälle und Ausnahmen handelt. Dabei lassen sich wiederholt Parallelen erkennen, so Khalil: „Häufig berichten Betroffene über rassistische Beleidigungen, fragwürdige Anzeigen sowie schwerwiegende körperliche und psychische Misshandlungen.“ Gleichzeitig ist es für die Betroffenen sehr schwierig, sich bei Rechtsverletzungen gegen Polizeibedienstete erfolgreich zu beschweren: „Fehlende Konsequenz für polizeiliches Fehlverhalten führt dazu, dass Rechtsbrüche normalisiert werden. Von dieser Praxis geht eine starke Signalwirkung aus (...).“ Nicht „nur“ hinsichtlich der Belangbarkeit kommt Österreich im Vergleich zu anderen europäischen Staaten keine Vorreiterrolle zu, auch in Bezug auf die Häufigkeit bestimmter polizeilicher Straftaten schnitt das Land in Studien überdurchschnittlich schlecht ab. Die Autorin erläutert an einem Fallbeispiel die Schwierigkeiten und Hürden im Umgang mit rassistischer Polizeigewalt in Österreich auf unterschiedlichen Ebenen und betont die Wichtigkeit einer unabhängigen kostenfreien Anlaufstelle zur Kontrolle der Polizei in Österreich, die seit Langem gefordert wird und nun im Entstehen ist. Als Mitglied des Kollektivs „BigSibling“ macht Dunia Khalil darauf aufmerksam, „dass rassistische Polizeigewalt in Österreich keine Randerscheinung, sondern ein aus menschenrechtlicher Sicht schwerwiegendes und ernstzunehmendes Problem ist“. Umso notwendiger ist es, dass Vorfälle an entsprechende Organisationen gemeldet werden.

Arbeit

Einleitung

„Arbeiten ohne Papiere ... aber nicht ohne Rechte!“ Unter diesem Motto macht *Vina Yun* auf die Situation von Menschen aufmerksam, die undokumentiert arbeiten und dabei oft extrem ausgebeutet werden. Sie ist in der gewerkschaftlichen Anlaufstelle UNDOK aktiv und hat dort mit Arbeitnehmer:innen ohne bzw. mit unsicherem Aufenthaltsstatus oder eingeschränktem Zugang zum Arbeitsmarkt zu tun. Migrations- und Beschäftigungsgesetze verwehren oder beschränken Migrant:innen weitgehend den Zugang zum Arbeitsmarkt. Dadurch werden Menschen in informelle Sektoren gedrängt und müssen undokumentiert arbeiten. Arbeitgebende nutzen diese prekären Umstände häufig aus. Typische Merkmale sind extrem lange Arbeitszeiten, ein hohes Ausmaß an Willkür, Lohnbetrug, massive körperliche und psychische Belastungen bis hin zu sexuellen/körperlichen Übergriffen. Die Einrichtung informiert und unterstützt Betroffene hinsichtlich ihrer rechtlichen Ansprüche und hat eine eindeutige Botschaft: Auch undokumentiert Beschäftigte haben Rechte – wie beispielsweise Anspruch auf eine Krankenversicherung und eine adäquate Entlohnung – und können für diese kämpfen. Denn Sozialversicherungsgesetze, Arbeitsrecht und kollektivvertragliche Mindeststandards gelten für alle Arbeitnehmenden.¹

Vina Yun schildert in ihrem Beitrag anhand von Fallbeispielen die soziale und rechtliche Diskriminierung undokumentiert Arbeitender sowie die Auswirkungen der Corona-Pandemie, hinterfragt die zugrunde liegenden Migrations- und Beschäftigungsgesetze und kommt zum Schluss: „Der Zugang zu sicheren Arbeits- und Lebensbedingungen, Existenzsicherung und Gesundheitsversorgung darf nicht über Aufenthaltsstatus oder nationale Zugehörigkeiten bestimmt werden – er muss allen offenstehen, die hier leben und arbeiten.“

Dass es vielfach prekär arbeitende Menschen mit Migrationsgeschichten – darunter auch solche, die ohne Papiere arbeiten – sind, die systemrelevante Branchen am Laufen halten, ist spätestens seit dem Ausbruch der Corona-Pandemie bekannt. Migrant:innen waren aber auch vielfach in Bereichen tätig, die mit den Folgen der Krise besonders stark zu kämpfen hatten. Die Anzahl ausländischer Arbeitnehmer:innen hierzulande ging daher vorerst zurück. Bisher galt Arbeitsmigration jedoch als „der dynamischste Faktor der Tiroler Arbeitsmarktgeschichte in den letzten Jahren“, erklärt *Armin Erger* in seinem Beitrag „Von Fachkräften und deren Mangel. Aber woran mangelt es eigentlich? An Guter Arbeit!“ Das hat damit zu tun, dass es schwierig ist, lokale Arbeitnehmer:innen zu finden, die sich auf die gebotenen Arbeitsverhältnisse einlassen wollten und wollen. Der Autor zeigt Entwicklungen und Trends auf dem Tiroler Arbeitsmarkt auf und analysiert Debatten und Herausforderungen rund um den viel zitierten „Fachkräftemangel“. Bei der Frage, warum offene Stellen nicht besetzt werden können, wird vor allem eines

deutlich: dass es vorwiegend an zumutbaren und angemessen bezahlten Stellen mangelt. Hausgemachte Rekrutierungsprobleme werden jedoch im politischen Diskurs nur zögerlich wahr- und ernstgenommen, beleuchtet Armin Erger: „Das ist aber ein fundamentales Problem, weil dadurch die notwendigen Lösungsansätze nicht gesehen werden. Nämlich in die Verbesserung der Arbeitsbedingungen zu investieren. (...) Den Menschen umfassend gute Arbeitsbedingungen zu bieten und auf ihre Bedürfnisse ernsthaft einzugehen. Einen Lohn und ein Gehalt zu bezahlen, das angemessen und gerecht ist. Flexibilität nicht einseitig einzufordern, sondern auch zu akzeptieren, wenn Flexibilität für die Bewältigung der persönlichen Lebenslagen der Mitarbeiter:innen notwendig ist. Planbarkeit und Verlässlichkeit sicherzustellen. Und Perspektiven und Weiterkommen zu ermöglichen.“

Anmerkung

- 1 UNDOK – Anlaufstelle zur gewerkschaftlichen Unterstützung UNDOKumentiert Arbeitender, <https://undok.at> (Zugriff 1.8.2022).

Antisemitismus –
Der Hass gegen Juden
im Wandel der Zeit

Einleitung

„Vor Antisemitismus aber ist man nur noch auf dem Mond sicher“ schrieb die deutsch-amerikanische Philosophin Hannah Arendt 1941 in einem Artikel für die jüdischen Zeitschrift *Aufbau*.¹ In zugespitzter Form bringt sie damit zum Ausdruck, was in der Wissenschaft vielfach belegt ist: Der Antisemitismus – die Feindschaft gegen Jüdinnen und Juden – ist nicht nur ein omnipräsentes und jahrhundertealtes Phänomen, sondern auch extrem wandelbar. Abhängig von den politischen, wirtschaftlichen oder religiösen Machtverhältnissen hat die nicht-jüdische Mehrheit immer wieder Vorwände gefunden, Juden die Schuld an Missständen und Krisen zu geben. Für die Betroffenen hatte und hat dies verheerende Folgen: Immer wieder kam es zum Entzug von Bürgerrechten, zu Verfolgungen und Vertreibungen, zu Gewalt in Form von Pogromen, und schließlich mit dem Holocaust, dem Völkermord an den europäischen Jüdinnen und Juden, zum größten und folgenreichsten Genozid der Menschheitsgeschichte.

Da es beim Antisemitismus nie um tatsächliche Eigenschaften von Jüdinnen und Juden oder um deren Verhalten geht, hat die IHRA – die International Holocaust Remembrance Alliance – Antisemitismus folgendermaßen definiert: „Antisemitismus ist eine bestimmte Wahrnehmung von Jüdinnen und Juden, die sich als Hass gegenüber Jüdinnen und Juden ausdrücken kann.“²

Der Antisemitismus „funktioniert“ auch dort, wo tatsächlich oder vermeintlich keine Jüdinnen und Juden leben. Dass dies damit zu tun hat, dass der Antisemitismus für Nicht-Juden immer eine bestimmte Funktion erfüllt, darauf geht *Randi Becker* in ihrem Beitrag „Moderner Antisemitismus und Rassismus – Überschneidungen und Unterschiede“ ein. So wie beim Rassismus ergeben sich auch beim Antisemitismus für die Mehrheitsgesellschaft Vorteile aus Vorurteilen, Feinbildern, aus Ausgrenzung und Gewalt: Minderheiten wird die Schuld an Missständen zugewiesen, ihre Ausgrenzung und Ausbeutung wird über die ihnen zugeschriebene Minderwertigkeit gerechtfertigt oder ihre vermeintliche Macht dient der Erklärung komplexer und verunsichernder Ereignisse. Dies sind Muster, die schon im Mittelalter funktioniert haben und bis in die Gegenwart reichen. Und: wo es durchaus Parallelen und Gemeinsamkeiten im Rassismus und Antisemitismus gibt. Dass es aber genauso viele Gründe gibt, zwischen Antisemitismus und Rassismus klar zu trennen, erklärt Becker ebenfalls in ihrem Text.

Ein signifikanter Unterschied ist etwa die Vorstellung einer jüdischen Weltverschwörung, die in den letzten Jahren stark an Zuspruch gewonnen hat. Wie dies mit der Corona-Pandemie und den Demonstrationen gegen die staatlichen Maßnahmen zusammenhängt, beschreibt *Isolde Vogel* im zweiten Beitrag des Schwerpunktes zum Antisemitismus: „Verschwörung, Corona und die Erklärung allen Übels“. Die gesellschaftliche Auseinandersetzung um die Pandemie und ihre

Folgen ist ein weiteres Beispiel für die Wandelbarkeit des Antisemitismus. In Zeiten von Krisen, deren Ursprung nur schwer zu fassen und zu erklären ist, suchen Menschen nach Schuldigen. Minderheiten wie die jüdische geraten dabei erneut und immer wieder in den Fokus. Wie Verschwörungserzählungen in die Breite der Gesellschaft hineinwirken, welche Rolle die Verharmlosung des Holocaust spielt und wie sich Antisemitismus im Umfeld von Impfgegnerinnen und -gegnern zeigt, ist ebenso Inhalt des Beitrags von Vogel.

Arnon Hampes Beitrag „Antisemitismus in postkolonial-antikapitalistischen und antizionistischen Kontexten“ geht auf ein weiteres für den Antisemitismus typisches Merkmal ein: Er ist ein gesamtgesellschaftliches Problem und von der extremen Rechten bis hin zur extremen Linken wie auch in der so genannten „Mitte“ der Gesellschaft zu finden. Der „israelbezogene Antisemitismus“ – also eine Form der Judenfeindschaft, die sich ihren Weg über eine Kritik am Staat Israel bahnt – wird überwiegend von linken, pro-palästinensischen Bewegungen getragen. Sie stehen historisch immer wieder in der Gefahr antizionistisch und antisemitisch zu argumentieren. Dies geht so weit, die Politik Israels mit jener Nazi-Deutschlands gleichzusetzen oder Israel das Existenzrecht abzuerkennen. Als jüngstes Beispiel für diese globale Auseinandersetzung, die auch innerhalb der jüdischen Gemeinschaft zu heftigen Kontroversen führt, analysiert Hampe die Ereignisse rund um die *documenta fifteen* in Kassel.

Der Schwerpunkt „Antisemitismus – der Hass gegen Juden im Wandel der Zeit“ ist eine Kooperation von *_erinnern.at_* mit der Michael-Gaismair-Gesellschaft. Er will einen Beitrag dazu leisten, Antisemitismus in seinen unterschiedlichen Erscheinungsformen besser zu verstehen, um diese im Alltag auch besser erkennen zu können. Denn nur wenn Antisemitismus auch als solcher erkannt und benannt wird, können Politik und Gesellschaft wirksam gegen diesen vorgehen.

Anmerkungen

- 1 Die gesammelten Aufsätze von Hannah Arendt für den *Aufbau* sind unter dem gleichnamigen Titel 2002 beim Piper Verlag erschienen: Hannah Arendt: Vor Antisemitismus ist man nur noch auf dem Mond sicher. Beiträge für die deutsch-jüdische Emigrantenzeitung ‚Aufbau‘ 1941–45, hrsg. von Marie Luise Knott, München 2002.
- 2 Die IHRA Arbeitsdefinition wurde im April 2017 vom österreichischen Ministerrat angenommen. Die Definition in vollem Wortlaut kann auf der Website der IHRA abgerufen werden: <https://www.holocaustremembrance.com/de/resources/working-definitions-charters/arbeitsdefinition-von-antisemitismus> (Zugriff 26.8.2022).

Nationalsozialismus

Einleitung

Georg Frauscher war Stallknecht, Kutscher und Holzarbeiter, eine Existenz am Rande der Gesellschaft, ein Mensch, von dem niemand Notiz nahm. 1927 trat er seinen Dienst als Hausmeister im Alten Landhaus in Innsbruck an, den er auch im Erweiterungsbau fortsetzte, im Gauhaus der Nazis. 20 Jahre lang blieb Frauscher Hausmeister, eine Tätigkeit, die er als Karriere ansah. Mit seiner Frau lebte er in einer geräumigen Wohnung am Arbeitsplatz in sicherer Stellung. In der Republik und im „Ständestaat“ war Frauscher ein treuer Diener, in der Nazizeit pflichtbewusst bis zur Erschöpfung. Am Gebäude hing er „mit Leib und Seele“, Anordnungen von oben setzte er durch; wenn es sein musste auch mit einer Anzeige. Als das NS-Regime sich auflöste und die Nazis ihr Gauhaus vor der anrückenden US-Armee fluchtartig verließen, hielt er die Stellung.

Frauscher war der NSDAP schon vor 1938 beigetreten, 1939 wurde er förderndes Mitglied der SS. Die Entnazifizierungskommission zwang ihn, mit 55 Jahren in Pension zu gehen. Sie kürzte seine Bezüge um ein Achtel – und schmiss ihn mit seiner Frau aus der Hausmeisterwohnung. Er weigerte sich, erst eine Räumungsklage bewegte ihn dazu, sein bisheriges Heim zu verlassen. Frauschers direkter Vorgesetzter, einer der üblichen korrupten Nazis, blieb wie viele andere NS-Beamte im Haus in Stellung. Vor 1945 hatte er sich am Diebstahl von Kirchengut beteiligt, nach 1945 agierte er als Experte der Rückstellung.

Wie beurteilen wir den Hausmeister Georg Frauscher? Sehen wir in ihm zuerst den mitbeteiligten Akteur auf unterer Stufe, den Denunzianten? Oder ist er als kleines Licht Opfer der Entnazifizierungsmaßnahmen? In seinem Beitrag „Georg Frauscher – Hausmeister im NS-Zentrum der Macht“ ruft *Christian Mathies* auf, sich mit solchen Fragen auseinanderzusetzen und Überlegungen zur individuellen Verantwortung in der Gegenwart anzustellen: „Zwangsläufig taucht die Überlegung auf, wie man damals gehandelt hätte, ob die eigene Anpassungsbereitschaft heute unter demokratischen Vorzeichen geringer ist. Die zentrale Frage aber ist, welche Bedeutung Frauschers Geschichte für die Gegenwart hat. Sie nimmt Handlungsspielräume in den Blick und lotet Möglichkeiten und Grenzen aus. Es geht darum, dass wir nicht ‚nur‘ in einer bestimmten Rolle gefangen sind, degradiert zu BefehlsempfängerInnen“.

„Wir hatten die Gelegenheit allein eine kurze Zeit zu sprechen. Er teilte mir dabei mit, dass er fotografiert worden sei (nackt) und aufgehängt würde. Ich habe ihm diesen Gedanken auszureden versucht. Seither sahen wir uns nie mehr.“ Die Rede ist von Michail Dzula, einem ukrainischen Zwangsarbeiter, der sterben musste, weil Viktoria Müller ein Kind von ihm erwartete. Die Nazis bestrafte Polen und sogenannte „Ostarbeiter“ mit dem Tod, wenn sie mit Tirolerinnen intime Beziehungen eingingen. Die Frauen deportierten sie in Konzentrations-

lager. Dzula wurde in Sillian aufgehängt, Müller überlebte Ravensbrück. Ihr Neugeborenes sah sie nie wieder, die NS-Fürsorge gab es zur Adoption frei.

Müller gehörte zum kleinen Kreis von Frauen in Österreich, die wegen des verbotenen Umgangs mit Ausländern in Haft gesessen waren und schließlich doch als Opfer des Nationalsozialismus anerkannt wurden. Bei Viktoria Müller dauerte es bis 1961. Häufig lehnten die Opferfürsorgebehörden die Ansuchen von Betroffenen österreichweit mit Argumenten ab, die ganz auf Linie der Nationalsozialisten waren. So lautete ein negativer Bescheid des Amtes der Tiroler Landesregierung 1954 so:

„Das Verbot des Verkehrs zwischen ausländischen Fremdarbeitern, die Angehörige eines Feindstaates sind, und der einheimischen Bevölkerung ist nicht allein in der weltanschaulichen Einstellung des Nationalsozialismus begründet (Rassenideologie), sondern entspringt dem Gedanken, daß derartige Beziehungen die Moral der kämpfenden Truppe und auch der Bevölkerung im Hinterland schwer gefährden, (...); es stellt somit eine Schutzbestimmung im Interesse der Abwehrkraft des eigenen Volkes in Notzeiten dar, wie solche auch in demokratischen Staaten bestanden haben (Verbrüderungsverbot der Besatzungstruppen).“

Das Schicksal des polnischen Knechts und der Tiroler Landarbeiterin, die sich im Bezirk Lienz am Wegmacherhof in Iselsberg auf 1.100 Metern Höhe kennenlernten, stellt *Horst Schreiber* in seinem Beitrag vor: „KZ-Haft und Tod durch Erhängen: Die kurze Liebe von Viktoria Müller und Michail Dzula“.

Am 2. März 1942 befahl die Gestapo den polnischen Zwangsarbeiter Konstantin Przygoda nahe seinem Arbeitsplatz auf der Baustelle des Kraftwerks Rodund aufzuhängen. In seinem Artikel „Die Hinrichtung des polnischen Zwangsarbeiters Konstantin Przygoda in Vandans“ liefert *Horst Schreiber* neue Fakten, die das Wissen um die Gründe und die näheren Umstände der Hinrichtung wesentlich erweitern.

Jenische Sprache,
Musik und Geschichte

Einleitung

„Jenische leben in Europa und in ganz Österreich, sie sind eine transnationale Minderheit. Der Europäische Jenische Rat spricht von ca. 500.000 Jenischen in Europa. Jenische haben eine eigene Sprache, das Jenische. Es wird traditionell nur innerhalb der Familien weitergegeben. Die jenische Kultur ist eine mündlich überlieferte und fand bisher kaum Eingang in die GeschichtssCHREIBUNG.“¹

Ab den 1980er-Jahren begannen Jenische in Österreich auf ihr Dasein und ihre Situation öffentlich aufmerksam zu machen: Eine Geschichte der Ausgrenzung, Diskriminierung und Verfolgung, die sich selbst nach Ende des Zweiten Weltkrieges fortsetzte. Bewusstsein zu schaffen und ins Gespräch zu kommen, war damals allen voran Romed Mungenast ein wichtiges Anliegen. Im Tiroler Oberland geboren, setzte sich der Eisenbahner als einer der ersten für die Sichtbarmachung jenischer Kultur und Sprache sowie dafür ein, das von der Mehrheitsgesellschaft über Jahrhunderte tradierte negative Bild Jenischer ins Wanken zu bringen.

In dem Beitrag „Kneisesch, Gadsche, d’Jenischen? Erinnerungen an Romed Mungenast – ein Jenischer Pionier“ erzählt *Eva Lunger* die Geschichte seiner Familie: „Die Großmutter ein Schwabenkind, die Mutter nicht sesshaft und nicht jenisch, der Vater ein Jenischer.“ Schon in jungen Jahren machte sich Romed mit dem Jenischen vertraut und begann sich mit seiner Herkunft auseinanderzusetzen. „(...) er wurde ein ‚Volkskundler‘, er war ein ‚Fensteröffner‘ in eine andere Welt, eine andere Kultur. Er zeigte auf, wie diese Fenster immer wieder zugeschlagen und zugemauert wurden von den sogenannten ‚Gadsches‘ – den Nicht-Jenischen. Er las Bücher über andere Volksgruppen, über Verfolgte und Minderheiten in Europa, er sammelte Illustrierte, Tages- und Wochenblätter (...)“, schreibt Eva Lunger, die Romed 2001 kennenlernen durfte. Gemeinsam planten sie eine Ausstellung auf Schloss Landeck, aus der die Neuaufstellung des Museums werden sollte: „Wir wollten Menschen zu Wort kommen lassen, die aus ihrem Leben und aus ihrer Erfahrung erzählen. (...) Wir veranstalteten Lesungen, Seminare und viele Gespräche mit Interessierten. Romed wurde nicht müde zu erzählen. Er hat seine Erfahrungen und sein Wissen geteilt und anderen mit auf den Weg gegeben. Er hat Menschen bestärkt und in den Bann gezogen.“

Der Beitrag widmet sich dem Lebensweg von Romed Mungenast und würdigt einen ganz besonderen Menschen, dessen Wirken bedeutende Spuren hinterlassen hat: „Romed war ein Geschichtenerzähler, ein Sammler, er zeigte die Welt der Jenischen auf, er redete und schrieb Jenisch, damit machte er auf die Sprache aufmerksam, er war Lyriker und Poet, Schriftsteller und Forscher. Er gab den Ausgegrenzten eine Stimme und sein Bemühen um Wertschätzung und eine differenzierte

Sichtweise hörte nicht bei den Jenischen auf. Davon zeugt seine Sammlung, die nun für alle zugänglich im Brenner-Archiv in Innsbruck Platz gefunden hat. Viel wurde über ihn berichtet, sein Werdegang und sein Leben beeindruckten. Romed Mungenast hat die öffentliche Wahrnehmung verändert und am 1. Juni 2004 vom Österreichischen Bundespräsidenten den Berufstitel ‚Professor‘ verliehen bekommen.“

Seither gibt es zahlreiche Publikationen, Veranstaltungen, Aktivitäten, die sich der jenischen Geschichte und Gegenwart, ihrer Sprache und Kultur widmen. Eine Wiedergutmachung oder offizielle Entschuldigung für das Unrecht, das Jenischen widerfuhr, steht aus. Die Anerkennung der Jenischen in Österreich – wie sie das Regierungsprogramm vorsieht – wäre daher ein längst überfälliger Schritt, bei dem es vor allem um Wertschätzung, Respekt, Menschenwürde und gesellschaftliche Aufwertung geht.

Mit dem Stellenwert der jenischen Sprache beschäftigt sich der nächste Beitrag im vorliegenden Schwerpunkt von *Heidi Schleich*: „Jenisch – eine Sprache auf der Suche nach Anerkennung. Warum Jenisch mehr als ein Soziolekt, eine Sprachvariante oder eine Sondersprache ist“. Die Autorin hinterfragt, weshalb dem Jenischen so häufig der Status einer eigenständigen Sprache abgesprochen wird und plädiert für einen neuen Standpunkt. Anhand verschiedener Kriterien erläutert sie, dass es sich beim Jenischen um eine Einzelsprache handelt und verweist etwa auf den Faktor der Selbsteinschätzung: „Für Jenische ist es keine Frage, welchen Status ihre Sprache hat. Da sie miteinander jenisch sprechen, ist Jenisch eine Sprache. Jenische können sich in vielen europäischen Regionen in jenischer Sprache unterhalten – somit ist Jenisch eine europäische Sprache, die Europa sprachlich sehr weiträumig verbindet.“

Unter dem Titel „Die Musik mit dem jenischen Zwick“ lässt uns *Willi Wottreng* eintauchen in die Besonderheiten, Ausprägungen und Klänge jenischer Musik in der Schweiz. Er kennt sie aus eigener Anschauung, weil er Anlässe wie etwa die „Feckerchilbi“ – ein jenisches Kulturfest – mitorganisiert hat, „denn einen Niederschlag in der Fachliteratur hat diese Musik noch kaum gefunden.“ Mit dem Kinofilm „Unerhört Jenisch“ und dem bekannten Musiker Stephan Eicher hat „ein breites nichtjenisches Publikum die Existenz dieser eigenständigen Musik bemerkt. Allerdings hatte sie sich ja oft bedeckt gehalten wie viele Jenische selber.“ Der Autor nimmt uns mit auf eine musikalische Reise: von der Volksmusik, den Tanzböden und dem „Schwyzerörgeli als Sinnbild alpenländisch-jenischer Kultur“ über die Geige der Fränzli-Musiker und der Hippies, vom Guggisberglied zur Weltmusik bis hin zum durchaus kommerziellen Schlager mit „Herz-Schmerz-Gefühlsausdruck“. Und er kommt zum Schluss: „Heute taucht ein ganzer Kontinent von jenischer Musikkultur auf aus einem Nebel von Schweigen und Scham und Schert-uns-nicht, unter dem er verdeckt lag. Diese Kultur wird heute wahrgenommen und morgen wohl auch erforscht werden. Zu erforschen wäre allerdings auch die Tragik der gestohlenen Kompositionen.“

Einem Ort des Erinnerns, Forschens und der Auseinandersetzung mit jenischer Geschichte widmet sich der Beitrag „re:framing jenisch – Zum Start des jenischen Archivs“ von *Bernhard Schneider* und *Michael Haupt*. Die Autoren schil-

dern die Hintergründe, Fragestellungen und Prozesse, aber auch die Grenzen eines Projekts, das „einen Beitrag zur Bewahrung und Sichtbarmachung des kulturellen Gedächtnisses der (Tiroler) Fahrenden leisten“ möchte. Das jenische Archiv versteht sich als Ort, an dem Geschichte partizipativ geschrieben wird. Insbesondere durch mündliche Berichte von Zeitzeug:innen wird dem Wissen „über“ ein Wissen „von“ Jenischen hinzugefügt und so ihre Handlungs- und Widerstandsfähigkeit betont. Alternative Erzählungen und künstlerische Interventionen sollen vorherrschende Bilder in der Mehrheitsgesellschaft aufbrechen. Die jenische Autorin Simone Schönett und die Illustratorin Isabel Peterhans erzählen anhand von Graphic Novels Szenen aus jenischen Leben. Der Akkordeonist Rudi Katholnig komponierte ein entsprechendes Musikstück, das dankenswerter Weise in limitierter Stückzahl diesem Jahrbuch beigelegt werden kann. Denn: „Historische Dokumente, aber vor allem auch Erzählungen und Lebensgeschichten sind von unschätzbarem Wert, nicht nur für das Jenische Archiv, sondern auch für die Sache der Jenischen.“

Anmerkung

- 1 Verein zur Anerkennung der Jenischen in Österreich und Europa, <https://www.jenische-oesterreich.at> (Zugriff 1.8.2022).

Erinnern und beurteilen

Einleitung

Steffen Arora macht mit seinem Beitrag „Die Macht des Gutachters – Heimopfer in den Mühlen der Justiz“ auf einen Skandal aufmerksam, den niemand zu interessieren scheint. Zehn Jahre lang hat eine Tirolerin, die als Kind hierzulande in einem Heim körperlicher, psychischer und sexueller Gewalt ausgesetzt war, versucht, Entschädigung nach dem Verbrechenopfergesetz zu bekommen. Trotz mehrerer Anläufe vergeblich. In der Regel lehnt das Bundessozialamt derartige Anträge generell ab. Dann treten Gutachterinnen und Gutachter auf, die scheinbar imstande sind, das Leben eines Menschen und die Auswirkungen traumatischer Ereignisse in kürzester Zeit zu beurteilen. Meist genügt eine Stunde Gespräch mit den Betroffenen und schon ist aus fachärztlicher Sicht erwiesen, dass es zwischen den gesundheitlichen Schädigungen und der erlittenen Gewalt im Heim keinen ursächlichen Zusammenhang gibt. Auffallend ist, dass das Begutachtungspersonal sich aus wenigen ExpertInnen zusammensetzt und unverhältnismäßig oft im Sinne des Auftraggebers entscheidet. Bisher wurden rund 85 % !! aller Anträge abgelehnt. Auffallend ist weiters, dass all dies intransparent bleibt und dass viele der Betroffenen auf hohen Anwaltskosten sitzen bleiben. Auffallend ist aber auch, dass die Unterstützung aus der akademischen Welt fehlt, dass die Expert:innen die aktuelle Gewalt gegen ehemalige Heimkinder wie in der Vergangenheit nicht zeitnah wahrnehmen und inaktiv bleiben, solange die öffentliche Hand keinen Forschungsauftrag erteilt.

Die Bocksiedlung an der Innsbrucker Peripherie beheimatete über Jahrzehnte Menschen, die als sozial randständig wahrgenommen wurden und deren Auffassung von Wohnen, Arbeiten, Lieben und Erziehen bürgerlichen Erwartungshaltungen zuwiderliefen. Nicht zufällig überstellten die Fürsorgebehörden aller politischen Systeme seit der Ersten Republik viele Kinder der „Bockala“ in die Erziehungsheime, die nicht vermeintliche Defizite kompensierten, sondern die Minderjährigen terrorisierten. Die materielle Hinterlassenschaft dieser Welt der unteren Klasse, die unter Diskriminierung und Gewalt litt, sich aber auch durch Lebensfreude und Solidarität auszeichnete, ist weitgehend verschwunden. Die Sprachwissenschaftlerin Heidi Schleich und engagierte Studierende der Europäischen Ethnologie an der Universität Innsbruck konzipierten mit Unterstützung des Stadtarchivs/Stadtmuseums Innsbruck und des Amts für Grünanlagen eine Freiluftausstellung in der Egerdachstraße mit dem Titel „Legendär: Die Bocksiedlung“. Den aktuellen Kontext und die historischen Hintergründe zu diesem Projekt erläutert *Franziska Niederkofler* in ihrem Beitrag „Die Bocksiedlung. Eine studentische Spurensuche in Innsbruck“.

Zwei Artikel dieses Schwerpunktes des Gaismair-Jahrbuchs 2023 thematisieren Denkmäler. *Benedikt Kapferers* Beitrag „Zur Erinnerung an Wolfgang Tscherr-

nutter. Ein Denkmal und seine Geschichte“ aktualisiert ein fast vergessenes Monument an der Innpromenade hinter dem Hauptgebäude der Universität Innsbruck. 1994 hatten zwei Minderjährige den wohnungslosen Wolfgang Tschernutter mit einem Vierkantholz erschlagen. Der Mord mobilisierte die Zivilgesellschaft und in besonderem Maße die Sozialvereine der Landeshauptstadt, allen voran das Dowas. Es entstand eine Initiative, die ein antifaschistisches Mahnmal errichten wollte. Die Hürden, die es zu überwinden galt und die heftigen Konflikte zwischen der Stadtpolitik und den engagierten Gruppen schildert Kapferer in seinem Beitrag. Im Februar 2022 organisierten das Dowas und Freundeskreis eine Kundgebung, die an den Mord, das Opfer und das Recht auf Stadt erinnerte, aber auch auf die Notwendigkeit hinwies, rechter Gewalt Paroli zu bieten. Benedikt Kapferers Artikel schließt mit einer Fotodokumentation des „Antifaschistischen Denkmals gegen den industriellen Umgang mit Minderheiten“ von Alois Schild, aufgenommen anlässlich der Veranstaltung im Februar 2022.

Mit einem Monument, das 70 Jahre älter ist als jenes von Schild, befasst sich *Gisela Hormayr* in ihrem Beitrag „Ausdruck des triumphierenden Judentums“. Die Auseinandersetzung um das Kriegerdenkmal in Kufstein 1922–1926“. Nach dem Ersten Weltkrieg war die Frage eines würdigen Gedenkens an die unzähligen Toten Thema in vielen Tiroler Gemeinden. Kufstein entschied sich auf breiter parteipolitischer Basis für ein Kriegerdenkmal in Form einer überlebensgroßen Statue des biblischen David. Doch dagegen machte eine Partei mobil, die noch kaum ihre Gründungsphase hinter sich hatte. Die Kufsteiner NSDAP wettete gegen David, den „jüdischen Schandbuben“ und „Besieger des Ariers Goliath“. Der Denkmalausschuss wehrte sich mit dem Hinweis, dass „im christlich-germanischen Bewußtsein David mit dem Haupte des Goliath ein Symbol deutscher Kraft“ wäre. Im Folgenden brach eine antisemitisch geführte Diskussion aus, die der weitum anerkannte Kufsteiner Heimatforscher Rudolf Sinwel vorantrieb. Für ihn war David der typische Vertreter „jener Rasse, die immer mehr als der tückischste und gefährlichste Widersacher deutschen Wesens und Volkstums erkannt wird.“ Die Stadt Kufstein gab schließlich dem Bau der Heldenorgel den Vorzug, das David-Standbild setzte Patina an. Erst Jahrzehnte später wurde die Statue tatsächlich aufgestellt. Nun gab es keine Einwände mehr. Den meisten war die im Alten Testament überlieferte Geschichte von David und seinem Kampf gegen den Riesen Goliath nicht mehr geläufig. So verhinderten ausnahmsweise Vergessen und Bildungsmangel die Wiederkehr einer antisemitischen Debatte.

Der zweite Beitrag von *Gisela Hormayr* „Kadereinsatz: Tiroler an der Internationalen Leninschule in Moskau“ bietet Information über ein noch wenig bekanntes Thema. Im Mittelpunkt steht der politische Werdegang von drei Tiroler Linken in der Zeit von Austrofaschismus und Nationalsozialismus, die alle die bedeutendste Ausbildungsstätte der Kommunistischen Internationale in der Sowjetunion besucht hatten. Josef Angermann und Eduard Lange konnten wenig Nutzen daraus ziehen. Angermann setzte seinem Leben in der Folterhaft der Gestapo in Wien ein Ende, Lange kam im Zuge der politischen Säuberungen Stalins in einem Lager des Gulag um. Der Leninschüler Romed Pucher hingegen überlebte das KZ Dachau, er übernahm nach dem Krieg die Landesleitung der KPÖ Tirol.

Visuelle Kunst

Einleitung: Eine „super-delikate Angelegenheit“

Der Beitrag zu visuellen Künsten im vorliegenden Gaismair-Jahrbuch beschäftigt sich mit der Frage, wie die (kritische) Gegenwartskunst-Szene sich mit ihren Institutionen auseinandersetzt, wenn Gründer*innen dieser Institutionen in den begründeten Verdacht geraten, eine gewisse Nähe zum nationalsozialistischen System bzw. Gedankengut gehabt zu haben. Anlass der Auseinandersetzung ist die Eröffnung des Klocker Museums in Hall im März 2022.¹ Die Eröffnung markierte eine bedeutende Erweiterung der institutionellen Kunstlandschaft in Tirol: Das Museum präsentiert in den vom Architekturbüro Scharfetter.Rier und Max Schönherr eigens hierfür adaptierten Räumlichkeiten der ehemaligen Galerie Goldener Engl österreichische Kunst nach 1945 aus der familieneigenen Sammlung, die von der gemeinnützigen Privatstiftung Komm.Rat Dr. Hans Klocker und Dr. Wolfgang Klocker verwaltet und unter Einbeziehung eines Fachbeirates kontinuierlich erweitert wird. Das Museum ist somit die größte private Kunstinstitution in Tirol, die Nachkriegsmoderne sowie Gegenwartskunst öffentlich präsentiert. Darüber hinaus fördert die Stiftung durch die Vergabe von jeweils entsprechend gut dotierten „großen Kunstpreisen“ sowie Förderpreisen laufend österreichische Künstler*innen, wobei die Anzahl der Künstler*innen mit Tirol-Bezug verhältnismäßig groß ist. Alles in allem eine gute und wichtige Sache, würde man meinen: Eine neue Institution, die österreichische Künstler*innen durch Ankäufe und Preise direkt fördert und dadurch die seit Jahrzehnten kontinuierlich sinkenden Ermessensausgaben der öffentlichen Hand, aus denen sich die breitenwirksame Kunstförderung in Österreich hauptsächlich speist, ein bisschen abfedert, ist mehr als willkommen. Und tatsächlich füllen Museum und Stiftung Klocker eine Lücke in Tirol. Allerdings mit finanziellen Mitteln, deren Ursprung möglicherweise in der NS-Vergangenheit von Hans Klocker liegt. Denn diese Vergangenheit ist, trotz der Bemühungen der Stiftung etwa durch die Beauftragung des an der Universität Innsbruck tätigen Historikers Wolfgang Meixner mit einer diesbezüglichen Recherche, nach wie vor nicht eindeutig geklärt.

Am 25. März 2022 besichtigte ich gemeinsam mit der Autorin und Kuratorin Olga Ștefan, die zu diesem Zeitpunkt Fellow im Künstlerhaus Büchsenhausen war, im Zuge des Eröffnungsabends das Museum. Hier wurden wir in der Sammlungs- ausstellung auf eine Arbeit von Brigitte Kowanz² aufmerksam, die relativ zentral im Hauptraum hing: Die Arbeit zeigte das Wort „Vergessen“ auf Hebräisch, das in Neonleuchtschrift gestaltet und vor einem Spiegel so platziert war, dass dieser den Begriff scheinbar unendlich nach hinten widerspiegelte. Unweit vor dieser Arbeit, in einem relativ unscheinbaren, engen Durchgang, konnten interessierte Besucher*innen einen 9-minütigen Ausschnitt aus einem längeren Dokumentarfilm über die Geschichte der Familie Klocker und ihre Kunstsammlung ansehen,

die die ORF-Tirol-Journalistin Teresa Andreae im Auftrag der Stiftung hergestellt hatte. Hier wurde ganz kurz auch die NS-Vergangenheit des Familienvaters, NS-Strafrichters und späteren Unternehmers Hans Klocker gestreift. Der in der Ausstellung offensichtlich völlig unreflektierte Widerspruch zwischen der ursprünglichen Gesinnung des Mannes, der mit seinem erfolgreichen Autohandelsgeschäft VOWA die finanziellen Grundlagen des späteren Sammlers Sohn Wolfgang Klocker legte, und der Arbeit von Brigitte Kowanz waren sowohl für mich als auch für Olga Ștefan dermaßen verstörend, dass ich sie einlud, sich mit dem Thema eingehender zu beschäftigen und für das Gaismair-Jahrbuch einen Text zu verfassen.

Die Autorin, selbst jüdischer Abstammung und seit vielen Jahren mit der Wiederentdeckung und Präsentation vergessener bzw. aus der Geschichte verdrängter jüdischer Künstler*innen aus Rumänien befasst,³ betrachtet den „Fall Klocker“ im Kontext aktueller – und durchaus problematischer – Politiken eigener Vergangenheitsaufarbeitung einflussreicher Institutionen des internationalen Kunstbetriebs wie die Julia Stoschek Stiftung und Sammlung⁴ sowie die documenta⁵. Ihre Analyse des Umgangs der Kunstszene mit den Hintergründen des Museums Klocker, der zahlreiche Gespräche und Interviews mit relevanten Akteur*innen zugrunde lagen, verbindet sie mit einem anderen, zeitnahen Ereignis, dessen Folgen für die internationale Kunstszene noch nicht absehbar sind: mit den Antisemitismus-Vorwürfen gegenüber dem für das künstlerische Ausstellungskonzept der diesjährigen documenta verantwortlich zeichnende, aus Indonesien stammende Kurator*innenkollektiv ruangrupa im Zuge der Eröffnung der Ausstellung in Kassel im Juni 2022. Sie zeigt, dass hier wie dort die Problemfelder sich ähneln: die Schwierigkeiten der Verständigung über den genauen Gehalt der Vorwürfe, das asymmetrische Verhältnis zwischen Institutionen und den einzelnen Akteur*innen des Kunstbetriebs, das im professionellen Kunstbetrieb weiterhin unzureichend verankerte Bewusstsein über die Notwendigkeit einer lückenlosen Aufklärung der Ereignisse UND der damit zwingend ebenso lückenlosen Aufarbeitung der Vergangenheit. Dabei müssten sowohl Institutionen als auch Künstler*innen und Kurator*innen, die tagtäglich miteinander interagieren und voneinander immanent profitieren, ein dringendes beidseitiges Interesse an der Beseitigung sämtlicher diesbezüglicher „Missverständnisse“ und Unklarheiten haben. Denn nur durch eine ehrliche und offene Auseinandersetzung mit der rechten Vergangenheit der Institutionsgründer kann der Kunstbetrieb den gegenwärtig wiederaufflammenden rechtsradikalen, anti-demokratischen Tendenzen in Europa entschlossen entgegentreten.

Anmerkungen

- 1 <https://klockermuseum.at> (Zugriff: 11.9.2022).
- 2 <https://kowanz.com> (Zugriff: 11.9.2022).
- 3 <https://thefutureofmemory.ro/en> (Zugriff: 11.9.2022).
- 4 <https://jsc.art> (Zugriff: 11.9.2022).
- 5 <https://documenta.de> (Zugriff: 11.9.2022).

Literatur

Einleitung

Seit einigen Ausgaben widmet sich der Literaturteil im Gaismaier-Jahrbuch Schriftstellerinnen und Schriftstellern, die in Vergessenheit geraten sind, obwohl sie mit ihren Romanen, Erzählungen und Gedichten die vergangenen Jahrzehnte maßgeblich geprägt haben. Ob Rajzel Zychlinski, Jesse Thor, Alejandra Pizarnik oder Soma Morgenstern – in literarischen Portraits soll an sie erinnert werden, wobei die Texte neugierig machen wollen und auch Einladung sind, sich mit literarischen Werken zu beschäftigen.

Im Mittelpunkt des diesjährigen Literaturteils steht Emmanuel Bove, der heute als ein Klassiker der französischen Literatur des 20. Jahrhunderts gilt. Dem war nicht immer so. Zwar feierte der 1898 in Paris geborene Autor mit seinen ersten Romanen große Erfolge und avancierte binnen weniger Jahre zu einem Star der Literaturszene, zu seinen Bewunderern gehörten unter anderem Rainer Maria Rilke und Klaus Mann, doch nach seinem frühen Tod 1945 geriet Bove rasch in Vergessenheit. Zu einer Wiederentdeckung sollte es erst Ende der 1970er-Jahre kommen, im deutschsprachigen Raum sorgten vor allem die Übersetzungen Peter Handkes für eine starke Rezeption. Seitdem gilt Bove als Kultautor, aber was an ihm ist Kult? Warum wurde auf sein Werk vergessen und warum dauerte es so lange bis zu seiner Wiederentdeckung, nur einige der vielen Fragen, auf die im nachfolgenden Portrait Antworten gesucht werden.

Boves Leben ist voll der Leerstellen, die – ob bewusst oder unbewusst – von ihm selbst gesetzt wurden. Als Sohn eines russischen Anarchisten und einer Luxemburgerin, die sich in Paris als Dienstmädchen verdingte, wuchs Bove in ärmlichen Verhältnissen auf. Sein Vater, ein Bonvivant, der sich mal als Student, als Professor, dann wieder als Verleger ausgab, verließ die Familie früh, um mit einer reichen englischen Kunstmalerin zusammenzuleben. Eine erste Zäsur, die später in Boves Werk literarischen Niederschlag finden wird. Viele Brüche und Einschnitte sollten folgen, der Ausbruch des Ersten Weltkriegs, eine gescheiterte Ehe, eine zweite mit einer Tochter eines jüdischen Bankiers, die 1929 den Großteil ihres Vermögens verlor, eine schwere Erkrankung, schließlich die Flucht vor Nazi-Terror und Vichy-Regime nach Algerien.

Emmanuel Boves Werk umfasst 30 Romane, zahlreiche Erzählungen, Kurzgeschichten und journalistische Arbeiten. Sein Leben wirft viele Fragen auf – und wahrscheinlich wird schon jene Frage, mit der das Portrait anhebt, so manche Leserin und so manchen Leser erstaunen.